

Luther und die Bergpredigt

von Paul Althaus, Erlangen

1.

Die Frage nach Luthers Verhältnis zur Bergpredigt ist in unseren Tagen wieder sehr lebendig geworden. Seine Lehre von den beiden Reichen, dem geistlichen Reiche Christi und dem weltlichen Reiche des Rechtes und Staates, wird heute aufs neue umstritten und verklagt: mit ihr habe Luther die Politik und das öffentliche Leben überhaupt aus dem Gehorsam gegen Gott entlassen — so sei er mitschuldig an der Entartung vor allem der Politik, deren Zeugen wir waren. Nun hängt Luthers Gedanke der beiden Regimente eng zusammen mit seinem Verständnis der Bergpredigt. Ja, man darf annehmen, daß gerade die Bergpredigt und das Problem, das sie dem in den Ordnungen dieser Welt lebenden Christen aufgibt, Luther zu seiner Lehre von den beiden Reichen geführt hat¹⁾. Daher ist es heute von besonderem Interesse, sich in seine Auslegung der Bergpredigt zu vertiefen.

Schon zu seinen Lebzeiten hat Luther von den Gegnern, den Schwärmern, hören müssen, er nehme den Forderungen Jesu ihre Schärfe, verkürze und verharmlose sie und lehre ein Kompromiß zwischen der Nachfolge Jesu und den Realitäten der Wirtschaft, des Staates, der Politik. Wir nehmen die Anklagen gegen ihn als Fragen auf: hat der Reformator ein schlechtes Gewissen gegen die Bergpredigt? Läßt er sie sagen, was sie sagt, oder nicht? Wird er ihr gerecht — oder sind es nicht vielmehr die Schwärmer von damals und später die Quäker und Tolstoj, heute etwa die Verweigerer des soldatischen Dienstes, die im Unterschiede von Luther allein die Bergpredigt ernst nehmen?

Luther hat in den Jahren 1530 bis 1532, vom 9. November 1530 an, Wochen-Predigten über die Bergpredigt gehalten. Seine Schüler haben sie nachgeschrieben und für den Druck redigiert, Luther selbst

1) So Fr. L a u , Luthers Lehre von den beiden Reichen, 1952, S. 21, 25. Ich kann die Schrift von Lau nur auf das Wärmste empfehlen für jeden, der in Luthers Gedanken eindringen will. Sie ist die beste Darstellung der Zweireichellehre, die wir zur Zeit besitzen.

schrieb eine Vorrede zu dem gedruckten Buche. Aber wir sind nicht auf diese Predigten allein angewiesen. Luther ist auch sonst in seinen Büchern vielfach auf die Bergpredigt eingegangen, vor allem auch in der grundlegenden „politischen“ Schrift von 1523: „Von weltlicher Obrigkeit.“ So steht uns ein reiches Quellenmaterial zur Verfügung, um Luthers Auslegung der Bergpredigt kennenzulernen.

2.

Wenn wir hier von der Bergpredigt sprechen, dann ist in erster Linie die Stelle Matth. 5,38 ff. gemeint. Sie lautet, nach einer modernen Übersetzung: „Ihr habt gehört, daß gesagt ist: ‚Auge um Auge und Zahn um Zahn.‘ Ich aber sage euch, daß ihr dem Bösen nicht widerstehen sollt; sondern wer dich auf den rechten Backen schlägt, dem biete auch den anderen dar, und dem, der gegen dich den Richter anruft und dir den Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel, und wer dich nötigt, eine Meile weit zu gehen, mit dem gehe zwei! Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht ab von dem, der von dir borgen will! Ihr habt gehört, daß gesagt ist: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben‘ und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde und bittet für die, welche euch verfolgen, damit ihr Söhne eures Vaters in den Himmeln seid!“ Wir meinen mit dem Worte „Bergpredigt“ aber auch andere Worte Jesu, die den gleichen Geist atmen, etwa seine Worte über den Reichtum und seine Gefahren, die Weisung an den reichen Jüngling und andere. Ebenso die Mahnungen der Apostel, welche Jesu eigene Worte aufnehmen und auslegen, wie etwa im Römerbriefe Kapitel 12, von Vers 14 an, oder im 1. Petrusbriefe, Kap. 3, Vers 9 ff., welche es den Christen verbieten, Böses mit Bösem zu vergelten und sich zu rächen.

Auf zweierlei kommt es hier an. Jesus ruft die Seinen zur *Freiheit* und zur *Liebe*. Freiheit im Verhältnis zur Welt und ihren Gütern: „Selig seid ihr Armen“ (so steht es bei Lukas 6,20); Jesus warnt vor der Knechtschaft des Mammons und der Sorge. Im Verhältnis zu den Menschen leben die Jünger Jesu rein und ausschließlich aus der Liebe: die Liebe gibt ohne Ende und vergibt ohne Grenze; sie duldet wehr-

los, sie hat keine andere Waffe als sich selbst, sie zahlt dem anderen nie mit der gleichen Münze heim; sondern immer nur mit sich selbst, mit ihrer Währung, eben der Liebe. Sie steht im Gegensatz zu dem Stil in der Welt, da die Mächtigen herrschen: „unter euch soll es so nicht sein, sondern wer unter euch groß sein will, sei euer Diener“ (Matth. 20,26).

Hier entsteht nun das Problem: wie ist es möglich, der Bergpredigt zu gehorchen — und zugleich in der Welt des Besitzes, des Rechtes, der Wirtschaft, der Politik zu leben? Die Seligpreisung der Armen, das Verbot des Sorgens — und unsere Eigentumsordnung, das moderne Erwerbs- und Wirtschaftsleben! Die Liebeswelt Jesu und die Welt des Rechtes und Staates, der Strafe und der Gewaltübung! Der Gegensatz ist offenkundig. Wir fragen gespannt: wie wird Luther das Problem lösen?

3.

Luther sieht sich bei seiner Auslegung der Bergpredigt zwei Fronten gegenüber. Auf der einen Seite der katholisch-kirchlichen Auswertung der Bergpredigt von damals. Sie besagt: man kann die Bergpredigt inmitten des Weltlebens nicht erfüllen. Ihren strengsten Sätzen können nur kleine Kreise nachkommen, die sich von dem Leben in der Welt so weit wie möglich zurückziehen, eine christliche Elite wie das Mönchtum. Die Spitzensätze unter den Weisungen Jesu, die schwersten Forderungen sind ohnehin nicht als unbedingte *Gebote* für jeden gemeint, sondern nur als *Ratschläge* für die Elite. Neben dieser steht das Weltchristentum, das nur die Gebote, aber nicht die „Ratschläge“ befolgt. Das bedeutet zwei Stufen der Nachfolge Jesu. Das asketische Ideal, das Jesu verkündigt, gilt nur für eine Auslese. Für die vielen wird es ermäßigt.

Auf der anderen Seite sieht Luther sich der von den „Schwärmern“, z. B. den Wiedertäufern geübten Auslegung und Anwendung der Bergpredigt gegenüber, auch hier heißt es: die Bergpredigt und das Leben in der Welt, wie sie jetzt ist, stehen in einem unvereinbaren Widerspruch zueinander. Wenn die Christen ihrem Meister wirklich

gehorschen wollen, dann müssen sie aus der Welt herausgehen. Sie dürfen und können sich nicht beteiligen an den in ihr geltenden Ordnungen, Eigentum, Recht, Eid, Herrschaft, Staat, Strafvollzug, Polizei, Machtübung aller Art, Krieg. Nach Tolstoj muß der wahre Nachfolger Jesu auch auf die Ehe verzichten — schon zu Luthers Zeit hat es ähnliche Stimmen gegeben. (Eine andere Gestalt des Schwärmertums zieht aus Jesu Weisungen die Folgerung, daß die Welt nach den Forderungen des „evangelischen Gesetzes“ radikal umgestaltet werden müsse — das ist die aktivistische Gestalt des Schwärmertums, neben der passivistischen; besagt diese: radikale Weltenthaltung, so jene: radikale Weltgestaltung.)

Luther bestreitet jeden dieser beiden Standpunkte, ja schon ihre gemeinsame Grundlage, die Meinung, daß die Bergpredigt im Sinne Jesu inmitten des Weltlebens nicht zu erfüllen sei. Dabei schwächt er die Bergpredigt nicht im mindesten ab. Im Gegenteil, er nimmt sie ganz streng. Auch die schärfsten, vom Standpunkt des natürlichen Menschen und seiner Vernunft aus „unmöglichsten“ Worte Jesu sind „nötige Gebote, allen Christen gemein“, „nicht ein Rat für die Vollkommenen, sondern ein allgemeines strenges Gebot für alle Christen“. Das heißt: die Bergpredigt bindet alle, nämlich alle *Christen* (warum diese Weisungen Jesu sich auf seine Jünger beschränken, werden wir noch hören). „Dem Bösen nicht widerstehen“, das gilt unbedingt, für jeden Christen. Die Christen leiden Unrecht und Gewalt ohne Gegenwehr. Sie rächen sich nie, rechten und zanken auch nicht miteinander vor Gericht um Gut und Ehre — Luther nimmt also auch die Worte des Apostels Paulus aus dem 1. Korintherbriefe Kap. 6 ganz ernst: „Schon das ist ein Fehler an euch, daß ihr Rechts-händel untereinander habt. Warum laßt ihr euch nicht lieber Unrecht tun? Warum laßt ihr euch nicht lieber berauben, sondern übt selber Unrecht und Beraubung, und das an Brüdern?“ Demgemäß verwehrt Luther es den Bauern mit aller Schärfe, daß sie gegen das offenkundige Unrecht, das die Herren an ihnen taten, aufstehen, und gar im Namen des „Evangeliums“, das sie auf ihre Fahne schrieben. So streng macht der Reformator Jesu Weisung geltend.

Aber Luther sieht zugleich, daß Jesus bei seinen Worten offenbar nicht daran denkt, die wirtschaftlichen, rechtlichen, staatlichen Ordnungen aufzuheben, sondern sie stehenläßt, ja sie grundsätzlich bestätigt, also das „weltliche Regiment“ mit allem, was dazugehört, die Autorität und Schutzpflicht des Staates. Luther nimmt eben die Bergpredigt samt den verwandten Worten Jesu und der Apostel nicht für sich allein, isoliert sie nicht, wie das so oft bis in unsere Tage geschieht, sondern er sieht auf die Bibel im ganzen. Und da findet er eine Menge von Stellen, die es ihm verwehren, die Bergpredigt so auszudeuten, wie die Schwärmer es taten: Stellen über den Staat, wie Römer 13 oder 1. Petr. 2, 13 f., über die Todesstrafe, wie 1. Mose 9,6 oder 2. Mose 21,14, 22 ff., oder die Anrede Johannes des Täufers an die Soldaten, Luk. 3, 14, von dem der Soldatenstand offenbar nicht im mindesten geächtet, sondern anerkannt wird. Vollends im Alten Testamente liest Luther, wie Gott sein Volk die Waffen ergreifen heißt und in den Krieg führt: „alle Heiligen von Anfang der Welt haben das Schwert geführt.“ Als ein an die Hl. Schrift gebundener Mann, also nicht aus eigener Willkür oder Hörigkeit gegenüber den Weltmächten sagt nun auch Luther ein grundsätzliches Ja zu der Ordnung dieser Welt, zum Befehlen und Gehorchen, zum Besitz, zum „weltlich Regiment“, Recht, Gericht, Zwang, bis hin zum Verteidigungskriege.

Er sieht, daß alles das von der Hl. Schrift nicht geächtet, sondern vorausgesetzt, ja bestätigt wird. Er besinnt sich auch auf die *Notwendigkeit* dieser Weltordnung. Notwendig ist sie schon ganz abgesehen von der Tatsache des Bösen in der Welt, nämlich einfach, weil Gott seine Schöpfung erhalten will. Dazu bedarf es der Ehe, auch des Besitzes (sind wir alle arm, so kann die Welt nicht bestehen) und der Über- und Unterordnung von Menschen, der Befehlsverhältnisse. Vollends ist die politische Ordnung nötig um der Sünde willen. Nur so kann die von Gott geschaffene Welt angesichts der Mächte des Bösen vor dem völligen Chaos bewahrt werden. Recht und Staat sind also neben der Liebeswelt, von der Jesus spricht, unentbehrlich. Sie sind nicht etwa vom Teufel, sondern gnädige Ordnungen Gottes, der

seine Schöpfung bis zum jüngsten Tage erhalten will und die Menschen dazu in Dienst stellt und mithelfen heißt. Recht und Staat sind zwar zum Teil durch die Tatsache des Bösen in der Welt, das ungebändigt sie zerstören muß, bedingt, aber sie selber sind nicht eine Gestalt des Bösen, sondern eine Maßnahme Gottes wider das Böse. Diese von Gott gesetzten Ordnungen verdichten sich in „Ämter“; in ihnen lebt man der Verantwortung für diese Welt, die Gott erhalten wissen will. Weil die Ordnungen von Gott kommen, soll der Christ in den Ämtern an ihnen dienen, in ihnen mittun.

4.

Die Weltverfassung der Ordnungen kann, solange diese Weltzeit währt, nicht aufgehoben, nicht in das ewige Reich Gottes überführt werden. Das bedeutet: es muß bei der Zweiheit bleiben, dem Nebeneinander der Liebeswelt der Bergpredigt und der politischen Welt im weitesten Sinne des Wortes. Es ist unmöglich, aus der in der Bergpredigt gezeichneten Liebe eine Weltordnung zu machen. Das folgt sowohl aus dem Wesen der Welt wie aus dem Wesen der Liebe, die das innere Gesetz des Reiches Gottes ist. Diese Welt ist — sagt Luther — nicht mit dem Evangelium zu regieren. Denn die Liebe im Sinne Jesu kann die Bosheit innerhalb des Menschengeschlechts nicht bändigen. Die Jünger Jesu sind nur eine Minderheit. Die anderen aber lassen sich nicht von der Liebe leiten, sondern von der Selbstsucht und dem Gewaltgeiste. Bändigt man die Bosheit nicht mit dem Mittel des Rechtes und Staates, so werden die Wölfe die Lämmer auffressen: die Bosheit wird überhandnehmen und das Leben der Menschheit, das Gott doch erhalten will, zerstören. Das vermag die Liebe nicht zu verhindern.

Auch aus dem Wesen dieser Liebe, wie Jesus sie meint, ergibt sich, daß man aus ihr keine Weltverfassung machen kann. Die Liebe lebt in der Luft der Freiheit, der Freiwilligkeit. Die großen Worte der Bergpredigt sagen aus, was die Liebe, die Christus den Seinen ins Herz gibt, ganz von selbst tut. Sie gelten also nur für die Christen und von den Christen, „die im Herzen also durch den Geist genaturt sind, daß sie niemand Übel tun und von jedermann williglich Übel leiden“. Der

Jünger Jesu durchbricht in der Liebe immer wieder die vom Rechte gesetzte Grenze zwischen mein und dein; er spricht und lebt: „was mein ist, ist auch dein“, er gibt dem bedürftigen Bruder Anteil an allem eigenen Gut. Aber das tut die Liebe in Freiheit. Wer daraus ein allgemeines Gesetz machen wollte, etwa der Aufhebung des persönlichen Eigentums, ein Gesetz, das auch die Widerwilligen zwingt, der würde keinesfalls das Reich Gottes auf Erden verwirklichen, sondern es vielmehr heillos verfälschen. Hier stehen wir vor einer der größten Erkenntnisse Luthers. Seit dem Neuen Testamente hat niemand so tief verstanden wie er, daß Jesu radikale Worte selbstverständliche, mit innerster Freudigkeit und Freiheit geschehende Äußerungen der Liebe meinen. So ergibt sich: die Welt bedarf um der Bosheit der Menschen willen einer auch die Widerwilligen zwingenden festen Ordnung. Die Liebe aber, von der Jesus in der Bergpredigt handelt, kann ihrem Wesen nach nicht feste Ordnung sein, weil sie immer nur als freie persönliche Hingabe Liebe ist.

Daher muß es bei den beiden Regimenten bleiben. Der Christ lebt in zwei Räumen oder Dimensionen. „Die Vernunft will sie immer ineinandermengen, aus christlichem Stande ein weltlich oder geistlich Regiment machen . . .“ Nein, man muß die beiden Regimenter streng unterschieden halten. Ein Beispiel: im Reiche Christi gilt die Einheit und Gleichheit aller in Christo. Aber man darf daraus nicht ein demokratisches Prinzip der staatsbürgerlichen Gleichheit aller machen (wie etwa Karl Barth auf diese Weise aus dem Evangelium die politische Gleichberechtigung der Frau, also das Frauenstimmrecht ableiten will; das Wahlrecht der Frauen ist uns heute eine selbstverständliche Sache, aber es aus dem Evangelium begründen heißt dieses mißbrauchen — haben unsere Vorväter, die das Frauenstimmrecht noch nicht kannten, etwa das Evangelium verkannt?). Nach Luther werden durch die Gleichheit aller Christen vor Gott im Glauben und in der Liebe die natürlichen Abhängigkeits- und Befehlsverhältnisse nicht aufgehoben. Im bürgerlich-staatlichen Leben „schickt sich nicht“, daß der Übergeordnete vor dem Untergebenen niederfalle. Aber gerade unter Voraussetzung der geschichtlich-notwendigen Ungleichheit — wir werden alle gleich

geboren, aber Gott beruft und begabt jeden zu einem anderen „Amte“ — soll die christliche Gleichheit und Brüderlichkeit zur Geltung kommen. „Du weißt nicht, ob nicht der Knecht, der dir die Stuben heizt, besser sei denn du, denn Gott fragt nicht danach, hat ebensowohl den Knecht denn dich geschaffen.“ Die Liebesordnung der christlichen Gemeinde hebt die Ständeordnung des bürgerlichen Lebens nicht auf. Sie ist kein demokratisches Prinzip.

5.

Aber ergibt das nicht einen unerträglichen Dualismus? Wird damit die Bergpredigt nicht für einen Teil unseres Lebens suspendiert? Wie kann Luther beides festhalten, die Bergpredigt und das Leben mitten in den Ordnungen der Welt? Wie vermag der Christ in der Welt ein Mensch der Bergpredigt zu bleiben?

Luther hat erkannt: Jesus spricht in der Bergpredigt nirgends von einer neuen Verfassung oder Ordnung der Welt, sondern allein von der persönlichen Haltung seiner Jünger. Das gilt sowohl für den Ruf zur Freiheit von der Welt wie für den Ruf zur Liebe.

Die Freiheit vom Dienste des Mammons, die Jesus meint, die Armut, die er preist, bedeutet: „ein Herz, das sich nicht bindet an Gut und Reichtum“; „von Herzen arm sein“, „geistlich alles verlassen“. Wir können nicht alle im wirtschaftlichen Sinne arm sein und nichts haben. Aber daran liegt es: im Besitze die innere Freiheit behaupten; das Irdische und Leibliche, solange wir hier leben, nicht anders brauchen denn als ein Gast an einem fremden Orte, stündlich bereit sein zum Verluste und zum Hingeben um Gottes willen und das Herz immer im Himmelreich behalten. Auch ein äußerlich Armer kann, auf die innere Haltung gesehen, ein „reicher Wanst“, d. h. Mammonsdienner sein. Umgekehrt sind viele Heilige mit viel Gütern arm gewesen.

Diese innere Freiheit („haben als hätte man nicht“, wie Paulus sagt) wird zur Tat, wo die Lage es gebietet. Da kann und soll der Jünger Jesu alles hingeben, alles sich nehmen lassen: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib — laß fahren dahin!“ In den Thesen zu einer Disputation aus dem Jahre 1539 erklärt Luther: man muß alles

verlassen können um Gottes willen, wenn der Gehorsam gegen das erste Gebot auf dem Spiele steht, das Bekenntnis zu Gott und zu dem Evangelium. Da gilt es ganz real, was Jesus fordert: alles verkaufen, alles fröhlich preisgeben um der köstlichen Perle willen. Luther läßt hier von der Strenge Jesu nichts ab.

Die Lage, in der die Preisgabe alles irdischen Gutes und Besitzes gefordert ist, setzt aber Gott allein, nicht der Mensch. Alles verlassen, das darf nie eine selbstgewählte Leistung sein, sondern nur reiner Gehorsam gegen Gottes Führung. Die Stunde für dieses Opfer ist zwar nicht selten, aber doch eine außerordentliche, ein Grenz- und Notfall; er kann das Recht des „Ordentlichen“ nicht verdächtigen machen. Vielmehr setzt das Außerordentliche, nämlich die konkrete Weisung, alles zu verlassen, gerade das Ordentliche, nämlich das persönliche Eigentum als Gottes gute Ordnung voraus.

Die grundsätzliche Freiheit, die Jesus meint, kann und muß also jederzeit bereit sein, zur Tat zu werden. Wie ernst Luther das nimmt, sehen wir an seinem Worte über den privaten Besitz. „Was man übrig hat und dem Nächsten nicht hilft, das besitzt man mit Unrecht und ist gestohlen vor Gott, denn vor Gott ist man schuldig zu geben, leihen und sich nehmen lassen.“ All unser Gut, das nicht zur Fristung des eigenen Lebens nötig ist, gehört dem Nächsten. Luther hat also das sozialistische Wort „Eigentum ist Diebstahl“ in gewissem Maße vorweggenommen, nämlich in dem Sinne: Eigentum *wird* Diebstahl, wenn nicht der Überschuß über den persönlichen Bedarf dem Nächsten zugute kommt.

Luther kann also einen Weg zeigen, mit der Bergpredigt doch in der Welt zu leben, weil er Jesu Wort von der persönlichen Haltung und Bereitschaft versteht. Wie wenig damit eine bloße „Gesinnungsethik“, etwas rein Innerliches gemeint ist, haben wir gesehen. Kein Zweifel, daß Luther Jesu Weisung im Sinne des Meisters selber ausgelegt hat. Denn auch der Herr hat die Preisgabe des Eigentums nicht von allen seinen Jüngern gefordert, wohl aber die Bereitschaft für die Stunde, da der konkrete Ruf Gottes ihn trifft.

Wie die Freiheit, so legt Luther auch die von Jesus gebotene Liebe aus als eine Haltung, die mitten in der Teilnahme an den Weltordnungen ständig gelebt werden kann. Die Ordnung des Rechtes und Staates z. B. ist mit allem, was sie auch an Schrecklichem einschließen mag, von Gottes Güte gesetzt, um das Leben der Menschen zu erhalten. Wer an ihr mitwirkt, steht also im Dienste am Leben seiner Menschenbrüder. Dienen aber ist Erweisung der Liebe. So kann sich die von Jesus gebotene und geschenkte Liebe auch in den Weltordnungen, weil sie Dienst-Ordnungen sind, bestätigen.

Die Liebe dient hier freilich auf andere Weise als in der unmittelbaren Begegnung von Mensch und Mensch; sie dient mittelbar, nämlich durch das Aufrechterhalten der Ordnung, an der das Leben der Einzelnen hängt. Die Ämter des Rechtes und Staates fordern allerdings oft ein Handeln, das äußerlich das Gegenteil des christlichen Liebens darzustellen scheint. Der Dienst am Leben in einer Welt des Bösen muß vielfach hart zugreifen. Das mag uns sauer ankommen. Es liegt der Liebe von Natur näher, Wunden zu heilen als sie zu schlagen. Es ist innerlich leichter, dem Einzelnen in unmittelbarer Pflege zu dienen als im Amte des Richters oder Staatsanwaltes strengen Dienst am allgemeinen Leben zu tun. Aber die Liebe hat nicht zu fragen, welcher Dienst liebenswürdiger ist und innerlich leichter fällt, sondern sie fragt nur, wo der Dienst am Leben notwendig ist, mag er eine Gestalt haben, welche er will. „Die Liebe geht durch alles und über alles und siehet nur dahin, was andern nutz und not ist“, sagt Luther.

Die Liebe kommt, wenn sie im staatlichen Amte dient, immer wieder in die Lage, Gewalt üben zu müssen. Es besteht ein großer Unterschied zwischen dem Handeln in eigener Sache und dem Handeln im „Amte“, das heißt eben: im Dienste an dem mir anvertrauten Leben. In eigener Sache, als Christ, soll ich wehrlos sein, dem Bösen nicht widerstehen; aber als „Weltperson“, wie Luther sagt, also in meinem Schutzamte an den mir Anvertrauten, in der Sache meines Nächsten, muß ich unter Umständen, wenn die Schutzpflicht es gebietet, Gewalt üben, dem Bösen widerstehen. Der Christ als Christ wehrt sich nicht. Er gehört zu dem Reich und Regiment, das unter dem Zeichen der

fünften Bitte steht. „Da soll eitel Liebe und Dienst untereinander sein, auch gegen die, die uns nicht lieben, sondern feind sein, Gewalt und Unrecht tun“. „Ein Christ soll keinem Übel widerstehen, wiederum eine Welperson soll allem Übel widerstehen, sofern sein Amt gehet.“ Die meisten von uns sind aber „Christ“ und „Welperson“ zugleich. So haben wir hier und dort verschieden zu handeln. Aber die innere Haltung ist einheitlich. Daher schließt das eine Handeln das andere nicht aus. Eins verträgt sich durchaus mit dem anderen.

Wie Luther in der Schrift über die Obrigkeit sagt: „Für dich selbst bleibst du an dem Evangelium und hältst dich nach Christi Wort, daß du gern den anderen Backenstreich leidest, den Mantel zum Rock fahren läßt, wenn es dich und deine Sache beträfe. So gehts denn beides fein miteinander, daß du zugleich Gottes Reich und der Welt Reich genug tust, äußerlich und innerlich, zugleich Übel und Unrecht leidest und doch Übel und Unrecht strafest, zugleich dem Übel nicht widerstehst und doch widerstehest. Denn mit dem einen siehst du auf dich und das Deine, mit dem anderen auf den Nächsten und auf das Seine. Für dich und das Deine hältst du dich nach dem Evangelium und leidest Unrecht als ein rechter Christ; für den anderen und das Seine hältst du dich nach der Liebe und leidest kein Unrecht für deinen Nächsten — das verbietet das Evangelium nicht, ja gebietet es vielmehr an anderer Stelle.“

Handeln in eigener Sache und Handeln im Dienste — auf diesen Unterschied kommt es für Luther an. Man hat ihn mit den Ausdrücken „Privatmoral“ und „Amtsmoral“ bezeichnen wollen. Aber der letztere wird leicht mißverstanden, als handle es sich nur um staatliche Ämter. Man muß beachten, daß Luther schon die Verantwortung von Vater und Mutter ein „Amt“ nennt. „Im Amte“ ist der Christ überall, wo er „im Dienste“ ist, und das fängt schon in der Familie an. Der Hausvater hat in diesem Amte die Pflicht, die Seinen zu schützen — und muß dazu dem Bösen widerstehen, wo es die Seinen angreift.

Für Luther gibt es demnach keinen klaffenden Widerspruch zwischen einer Liebesethik im privaten Leben und einer politischen Amtsmoral,

sondern nur verschiedene Gestalten der Liebe, in eigener Sache und im Dienste. Hier wird die Gestalt der Liebe bestimmt durch die Notwendigkeit, das Leben des mir anvertrauten Nächsten zu bewahren in einer Welt des Bösen. Mögen aber die Gestalten der Liebe — hier dem Bösen nicht widerstehen, dort dem Bösen widerstehen — auch verschieden sein, so ist doch in beiden eben die Liebe am Werk. In dem Willen der Liebe, hier selbstlos Unrecht zu leiden, dort selbstlos wider das Unrecht zu schützen, hat das Leben des Christen seine tiefe innere Einheit. Der Christ erfüllt nach Luther mitten in seinem pflichtmäßigen Mitwirken an der Ordnung der Welt Jesu Liebesgebot, ja eben *durch* dieses Mitwirken. Mitten in der Beteiligung an Eigentum und Recht, an staatlicher Macht und gegebenenfalls Gewaltanwendung kann er unter allen Umständen aus der selbstlosen Liebesgesinnung heraus, die Jesus seinen Jüngern zumutet und gibt, handeln. Damit aber gehorcht er dem Willen Jesu und verletzt die Bergpredigt nicht. Denn Jesus verbietet dort nicht jeden Widerstand als solchen, sondern den in eigener Sache. Er ächtet nicht die Macht und ihre Ausübung als solche, sondern allein ihren selbstsüchtigen Gebrauch.

6.

Luther weiß, welche Versuchung für uns sündige Menschen der Besitz von Macht bedeutet, vollends jede Anwendung von Gewalt. Das unerlöste Menschentum mißbraucht jedes Amt, jede von Gott gesetzte Ordnung wider ihren eigentlichen Sinn als Dienst. Wir bewirtschaften jede Macht — das gilt nicht erst von der politischen, sondern ebenso auch von der geistigen Macht über Menschen — zu unseren Gunsten, suchen mit ihr das Unsere auf alle Weise; mißbrauchen die Gewaltübung nach eigener Willkür, zur Selbstbehauptung, zur Rache. Luther beurteilt die Träger politischer Macht, zu seiner Zeit die Fürsten, als besonders gefährdet und anfällig. Er erklärt, daß es selten und schwierig ist, als Fürst ein Christ zu sein — selten und schwierig, aber nicht unmöglich. Möglich wird es, wenn ein Fürst nach dem Vorbilde Christi nicht herrschen, sondern seinen Untertanen wahrhaft dienen will; wenn der Fürst „in seinem Herzen sich seiner Gewalt und Oberkeit

entäußere und nehme sich an der Not seiner Untertanen und handle drin, als wäre es seine eigene Not. Denn also hat uns Christus getan, und das sind eigentlich christlicher Liebe Werk“. Der Fürst soll sich seiner Gewalt und Oberkeit „entäußern“ — das heißt natürlich nicht: er soll auf seine Macht verzichten, aber er soll sie nicht für sich genießen und bewirtschaften, sondern allein als Mittel zum Dienste an seinem Volke ansehen und benutzen.

Der Jünger Jesu herrscht und gebraucht Macht rein um zu dienen. Er übt, wo es not ist, in seinem Amte Gewalt, aber ohne Gewaltgeist, ohne subjektive Leidenschaft, ohne Willkür, vielmehr in völliger Sachlichkeit, in „Einfältigkeit“, wie Luther es nennt. Dazu muß Christus ihm sein Herz rein machen.

Daher müssen nach Luther gerade die Christen in die „gefährlichen“, nämlich versuchlichen Ämter hinein (Luther und Tolstoj — welch ein Gegensatz! Tolstoj ruft die Christen auf, sich aus dem Leben und den Ämtern des Staates ganz zurückzuziehen). Die Ämter rufen nach Menschen, denen Christus das Herz gereinigt hat zur Sachlichkeit, zu dem Geiste, der nur dienen will. Und wenn anders es sich auch in den politischen Ämtern nach Paulus Römer 13, Vers 4 um einen Gottesdienst handelt, so warten sie gerade auf die Christen und sind für diese da. „Es wäre gar unchristlich geredet“ — sagt Luther 1523 in der Schrift „Von weltlicher Obrigkeit“ —, „daß irgendein Gottesdienst wäre, den ein Christenmensch nicht tun sollte oder müßte, wenn doch Gottesdienst niemand so ganz eigen ist wie den Christen. Und es wäre auch wohl gut und not, daß alle Fürsten rechte gute Christen wären. Denn das Schwert und die Gewalt als ein besonderer Gottesdienst gebührt den Christen zu eigen vor allen anderen auf Erden.“ So gut wie im Ehestand, bei dem Ackerwerk oder Handwerk kann der Mensch auch „in der Gewalt Gott dienen“, und er soll es da tun, wo es „des Nächsten Notdurft erfordert“. So ist es nur folgerichtig, wenn Luther in der gleichen Schrift sagt: „Wenn du sähest, daß es am Henker, Büttel, Richter, Herren oder Fürsten mangelte und du dich geschickt dazu fändest, solltest du dich dazu erbiehen und dich darum bewerben, auf daß ja die notwendige Gewalt nicht verachtet und

matt würde oder unterginge. Denn die Welt kann und mag ihrer nicht entraten.“

Die selbstlose Sachlichkeit, in der der Christenmensch innerhalb der politischen Ämter Gott bei der Erhaltung der Welt dient, hat zur Folge, daß er auch da, wo er gegen seinen Mitmenschen etwa als Richter die Schärfe des Gesetzes geltend machen muß, ihm in der Demut und Liebe als sein Bruder vor Gott verbunden bleibt. Darüber hat Luther Herrliches gesagt. Als Richter, Ankläger, bei der Ausübung der Strafgewalt behält der Christ „gleichwohl ein christliches Herz, das niemand Böses zu tun begehrt, und es wäre ihm leid, daß dem Nächsten sollte ein Leid geschehen. Und lebt also zugleich als ein Christ gegen jedermann gleich, der allerlei für sich leidet in der Welt — und doch daneben auch als eine Weltperson allerlei hält, braucht und tut, was Land- oder Stadtrecht, Bürgerrecht, Hausrecht fordert.“ Oder, in dem „Sermon von den guten Werken“, 1520, beim fünften Gebot: „Wo gründliche Sanftmut ist, da jammert das Herz alles Übel, das seinem Feind widerfährt; und das sind die rechten Kinder und Erben Gottes und Brüder Christi, der für uns alle ebenso getan hat an dem heiligen Kreuz. Also sehen wir, daß ein frommer Richter mit Schmerzen ein Urteil fällt über den Schuldigen und ihm der Tod leid ist, den das Recht über denselben verhängt. Hier ist ein Schein in dem Werk als sei es Zorn und Ungnade. So gar gründlich gut ist die Sanftmut, daß sie auch bleibt unter solchen zornigen Werken, ja am allerheftigsten im Herzen quält, wenn sie also zürnen und ernst sein muß . . . Mein Gut, meine Ehre, meinen Schaden soll ich nicht achten und nicht darum zürnen, aber Gottes Ehre und Gebot und unseres Nächsten Schaden und Unrecht müssen wir wehren, die Obrigkeit mit dem Schwert, die anderen mit Worten und Strafen und doch alles mit Jammer über die, so die Strafe verdient haben.“ So konnte Luther ohne Einschränkung sagen: „Ein Christ ist ein solcher Mensch, der gar keinen Haß noch Feindschaft wider jemand weiß, keinen Zorn noch Rache in seinem Herzen hat, sondern eitel Liebe, Sanftmut und Wohltat, gleichwie unser Herr Christus und sein himmlischer Vater selbst ist“ — das gilt von dem Christen mitten in der Welt, dem Christen auch im richterlichen und

politischen Amte. „Mögen wir Recht und Gewalt üben müssen, inwendig sind wir voll Liebe.“

Die sittliche Haltung des Christen ist also einheitlich. Er lebt, mit dem Geiste der Bergpredigt im Herzen, mitten in der Welt und ihren Ordnungen. In dieser seiner Haltung ist das Reich Christi im Weltreiche gegenwärtig, nicht in christlichen Institutionen, sondern in christlichen Personen. Christianisieren kann man nach Luther nur die Herzen, die Personen, aber nicht die Institutionen, die Weltordnungen. Freilich — die Christen in den Ordnungen üben auch Kritik an entstellten Ordnungen und suchen diese auf ihren von Gott gewollten Sinn des Dienstes am Leben auszurichten; aber die Ordnungen bleiben weltliche, sie sind als solche nicht christlich.

Die Spannung aber, die da bleibt, zwischen dem Herzen voll Liebe und dem in dieser Welt oft notwendigen harten Handeln, findet Luther nicht nur bei den Christen, sondern auch bei Gott selbst. Gott selber muß Gewalt üben gegen die, welche sich wider ihn auflehnen. Aber sein Herz ist doch brennend vor Liebe. Er greift zuweilen drein, er straft die Welt und läßt das Böse scheitern. „Aber gleichwohl bleibt er nichtsdestoweniger eitel Liebe, wie seine Natur eitel Liebe ist, daß, ob er gleich donnern, blitzen und strafen muß, so geschieht es doch nur aus Liebe und gutem Herzen; denn er tuts nur darum, daß er dadurch dem Bösen wehre, um der Seinen willen, die da gedrängt und betrübt sind.“ Gottes Liebe erscheint in unserer Welt des Bösen in der gebrochenen Gestalt seines Zornes, als seines „fremden Werkes“. So ist die ethische Paradoxie des Christen im Amt am Rechte nicht schwerer zu ertragen als die Paradoxie des Handelns Gottes. Luther sieht jene in dieser begründet. Man erkennt daraus, wie wenig seine Lösung des schweren Problems „der Christ im politischen und juristischen Amte“ ein Kompromiß darstellt. Sie ist tief in seiner Erkenntnis Gottes begründet.

7.

Luther steht mit dieser seiner Auslegung der Bergpredigt näher bei Jesus als irgendein Asket, näher als Franz von Assisi, vollends als

die Schwärmer, als die Quäker, als Tolstoj. Niemand hat seit dem Neuen Testamente die Bergpredigt so wahrhaft tief, frei, evangelisch verstanden. Gewiß haben wir heute noch Fragen, auf die wir in dieser unserer Wiedergabe von Luthers Gedanken nicht eingehen konnten. Zum Beispiel: wie steht es um den Dienst des Christen in einer durch menschliche Selbstsucht und Willkür entstellten Ordnung? Ist jede geltende Ordnung Gottes Ordnung und der Dienst in ihr Gottesdienst? Es sind die schweren Fragen, die uns vor allem in der Zeit des „dritten Reiches“ Not gemacht haben. Sie sind auch Luther durchaus nicht unbekannt. Er hat z. B. die Soldaten beraten, die merken, daß ihr Fürst sie für eine schlechte Sache ins Feld führt. Ihnen hat er zugerufen: „Lauf, was du laufen kannst, aus dem Felde!“ Auf andere konkrete Fragen, die uns heute bedrängen, finden wir bei Luther gewiß keine unmittelbare Antwort. Aber im Grundsätzlichen führt er uns auf dem rechten biblischen Wege und öffnet uns das wahre Verständnis der Bergpredigt. Er hat, meine ich, recht, wenn er im Blicke auf seine Predigten über Matth. 5—7 schreibt: „Ich zweifle nicht, ich hab den Meinen und wer es begehrt, den rechten christlichen Verstand (d. h. Verständnis) hierin vorgelegt.“ Luther gibt der Bergpredigt, was ihr gebührt, und weist die Christen doch in die Welt und ihre Ämter. Hier wird uns nicht ein bequemer bürgerlicher Kompromiß zwischen der Nachfolge Jesu und dem Leben in der Welt gezeigt, sondern die sehr ernste, unaufhörliche Aufgabe des Christen in der Welt: immer neu zu ringen um das reine, durch Jesu Bergpredigt bestimmte Herz, für den „einfältigen“ Dienst an der Welt. Hier ist wahrhaftig auch Raum für die äußerste Möglichkeit, die Welt, ihre Güter und Ämter verlassen zu müssen um des Wortes Gottes willen; Raum für das Martyrium, für das Fremdling- und Pilgrim-sein als gelebte Existenz, Raum für den Grenz- und Ernstfall „Lauf, was du laufen kannst!“. Luthers Anweisung zum Leben hat die Bergpredigt Jesu nicht verraten, sondern sie hell leuchten lassen.